



Enjoy it! Ecommony als Wegweiser für besseres Wirtschaften

Wirtschaftswissenschaftler träumen gern von der einen eleganten Formel, die alles beweist. Dies ironisch aufnehmend, präsentiert der in den USA lehrende, kritische Ökonom Wolfgang Hoeschele eine einzige Gleichung in seinem gesamten Werk ›The Economics of Abundance. A Political Economy of Freedom, Equity, and Sustainability‹ (2010). Sie lautet: $C/W = S$. Oder auf Deutsch übertragen: $K/W = B$. In Worten: Die Kapazität, unsere Wünsche zu befriedigen, geteilt durch die Unendlichkeit unserer Wünsche, tendiert immer gegen Null – egal, wie sehr wir uns auch abrackern, jede Bemühung nach Befriedigung ist vergeblich.

Das führt nicht nur die Wirtschaftswissenschaften an sich ad absurdum. Dies könnte auch als wissenschaftlicher Beweis dafür gelten, dass wir alle zutiefst unglücklich sind. Nun, tatsächlich ist in Deutschland seit 2010 die ›depressive Episode‹ zum häufigsten Grund für Fehlzeiten geworden, und geht die Weltgesundheitsorganisation davon aus, dass Depression bis 2020 zur weltweit zweithäufigsten Ursache für durch Krankheit ›verlorene‹ Jahre sein wird.¹ Doch verweist die Formel wohl eher darauf, dass die wesentlichste Grundannahme der Wirtschaftslehre falsch ist: Unsere materiellen Wünsche sind nicht unendlich. Wir leben nicht ewig, und Bedürfnisbefriedigung braucht Zeit. Menschen werden nicht trübsinnig, weil sie Filme auf Röhrenbildschirmen sehen müssen, sondern weil sie zu viel arbeiten, um sich den Flachbildschirm leisten zu können, weil sie sich gesellschaftlich nicht anerkannt fühlen ohne dieses Statusobjekt oder weil sie gegeneinander konkurrieren müssen, um überhaupt erwerbstätig sein zu dürfen.

Vom »Happiness paradox« spricht der italienische Ökonom Stefano Bartolini, der anhand von – zwischen 1975 bis 2004 erhobenen – Daten für die USA zum Schluss kommt, dass die mit dem Wirtschaftswachstum einhergehenden negativen Effekte wie Neid, Misstrauen oder Einsamkeit die positiven überwogen haben, die Gesellschaft also wohl-

Friederike Habermann,
geboren 1967, Historikerin und Volkswirtin,
ist als freie Wissenschaftlerin tätig und be-
schreibt mit den Ecommony-Prinzipien
auch einen Teil ihrer eigenen Lebenswirk-
lichkeit.

habender und gleichzeitig un-
glücklicher wurde. Auch sähen die
Menschen im Westen nur noch die
Bereicherung und den Erfolg im
Wettbewerb als eigene Hand-
lungsmöglichkeiten, und während
die meisten ihr Leben als von Frei-



heit geprägt beschreiben würden, erlebten sie es tatsächlich als Druck und Zwang. Auf diese Weise das moderne Versprechen von Freiheit zu brechen, sei die bitterste Enttäuschung des ökonomischen Überflusses.

Das Bedürfnis, die Welt zu gestalten

Dabei ist das wohl grösste Missverständnis die Ideologie, wir hätten nur Bedürfnisse nach Konsum und nicht auch nach Tätigkeit: Danach, die Welt um uns herum zu gestalten und uns in ihr auszudrücken. Nur so ist zu erklären, warum das Totschlagen von Lebenszeit bei Taxifahrer/innen in Warteschlangen oder von Verkäufer/innen in aneinandergereihten Geschäften als effiziente Form des Wirtschaftens angesehen wird. Dabei zählt der Gebrauch der eigenen Fähigkeiten sogar zu den von Abraham Maslow genannten Grundbedürfnissen. Und wie kaum ein anderer hat Karl Marx betont, dass Menschen sich im Tätigsein verwirklichen. Doch so habe sich Marx die Menschwerdung durch Arbeit nicht vorgestellt, schreibt der Naturphilosoph Klaus Meyer-Abich (2011): »Statt Erfüllung Rückenprobleme, Atembeschwerden und psychische Erkrankungen. Dass immer mehr Menschen unter ihrer Arbeit leiden, liegt auch daran, dass sie ihnen keinen Sinn mehr vermittelt«. Er selbst achte darauf, stets aus innerer Motivation heraus zu arbeiten.

Diese Motivation aber, so die erstaunliche Nachricht aus der Mitarbeitermotivationsliteratur, lässt sich nicht zum Geld addieren: Die Lust auf Kreativität geht durch das Belohnungssystem genauso verloren wie die Hilfsbereitschaft oder die soziale Verantwortung (vgl. u.a. Gneezy/Rustichini 2000; Warneken/Tomasello 2008). ForscherInnen erklären sich dieses Phänomen damit, dass sie einen Wechsel in der Wahrnehmung der Menschen über die eigenen Gründe, warum sie etwas tun, produzieren, und sprechen vom »Crowding out of motivations«. Genau darauf aber beruht der Kapitalismus: Marktwirtschaft ist der Versuch, ein ökonomisches System ohne innere Motivation zu erreichen. Das erzeugt innere Leere.

Negatives endogenes Wachstum

Neben dem »Happiness paradox« spricht Bartolini vom »Negative endogenous growth«, vom Wachstum, das nur entsteht, indem Menschen versuchen, negative Folgen des Wachstums auszugleichen. Abgesehen von psychologischen Effekten wie dem Streben, (noch) mehr zu haben als andere und die Beziehungsarmut durch Konsum oder noch mehr Erwerbsarbeit auszugleichen, demonstriert Bartolini an zahlreichen Beispielen, dass wir in einer Welt leben, in der wir nur deshalb beträchtliche Ressourcen verbrennen, um der unlebenswerten Umwelt, die so



kreiert wird, zu entfliehen. All dies seien Teufelskreise des negativen endogenen Wachstums. Das Ergebnis sei die zunehmende Bedeutung von Privateigentum und die zunehmende Knappheit »of that which is common«.

Darum sehe der traditionelle Blick auf das Wirtschaftswachstum nur eine Seite der Medaille: die glänzende – jene, wonach die Luxusgüter der einen Generation zu den Standardgütern der nächsten werden und zu einem Grundbedürfnis der übernächsten. Aber es gebe auch die dunkle Seite: Die Güter, die für die eine Generation frei zur Verfügung standen, werden für die nächste Generation knapp und teuer und für die übernächste zu Luxusgütern.

Der eingangs zitierte Ökonom Hoeschele spricht in diesem Sinn von »Scarcity generating institutions« (Knappheit erzeugende Einrichtungen). Aus meinen Arbeiten zu Hunger ist mir das folgende Beispiel nur zu vertraut, in dem ein Dollar weniger als nichts sein kann: Während gern auf den Erfolg verwiesen wird, dass heute mehr Menschen als früher über mehr als einen US-Dollar pro Tag zum Leben verfügen, wird übersehen, dass es im globalen Süden permanent zur Zerstörung der Subsistenzproduktion durch Umweltverschmutzung oder Privatisierung kommt. Die Mexikanerin Bettina Cruz Velázquez berichtete auf ihrer Rundreise durch Europa im Frühjahr 2012, dass die landwirtschaftlichen Flächen ihres Dorfes – durch die mexikanische Revolution als unveräußerbare »Ejidos« erkämpft, jedoch seit dem Beginn der Nordamerikanischen Freihandelszone NAFTA wieder privatisierbar – gerade den Windrädern eines Stromkonzerns weichen müssen. Gleichzeitig wird der Wald, dessen Früchte die Menschen essen (insbesondere Pitayas) ebenfalls für diesen Zweck gerodet, und wird das Meer, von dessen Fischen sie leben, mit Offshore-Anlagen vollgestellt. Ihrer Lebensgrundlagen beraubt, bleibt den Menschen hier und anderswo meist nur die Flucht in einen Slum – wo sie dann Geld benötigen, aber dennoch viel weniger haben als zuvor.

Die private Aneignung des Gemeinguts

Nichts anderes als diese »Ejidos« waren die Allmenden der Dorfgemeinschaften im Mittelalter. Dazu gehörten nicht, wie oft angenommen, nur Weiden, sondern auch Ackerland. Als sich zu Beginn der Neuzeit der Landadel diese Flächen weitgehend für die Wollwirtschaft aneignete, führte die damit verbundene Trennung der Menschen von ihren Lebensgrundlagen zur »Freisetzung« des Industrieproletariats.

Im Werk von Wolfgang Hoeschele dreht sich nach der eingangs erwähnten Formel (die auch er zum Aufzeigen des Widersinns der



wirtschaftstheoretischen Grundlagen entwirft) alles um die unterschiedlichsten Mechanismen, mit denen »Scarcity generating institutions« Knappheit erzeugen. Das macht dieses Buch so wichtig, denn wir haben verlernt, diesen Umstand überhaupt zu erkennen. Dabei ist die private Aneignung von Allmenden oder – weiter gefasst und neudeutsch – von Commons (Gemeingut) nicht einmal beendet. Denn was Commons sind, hängt letztlich von der Frage ab, was wir normal finden. Das gilt zum einen für die natürlichen Commons: Noch finden wir es weitgehend normal, in Gewässern baden zu können – in meiner Heimat Brandenburg beispielsweise aber droht den Seen die Privatisierung; beim Wandlitzsee ist dieser Schritt bereits gemacht. Die Folge: Anlegern kann mit einem Zaun der Zugang zum Wasser versperrt werden, Stegbesitzer müssen plötzlich Pachtgebühren aufbringen, eine Gemeinde muss für eine Badestelle mit Rutsche sogar 50'000 Euro im Jahr an den Eigentümer zahlen. Dasselbe gilt aber auch für produzierte Commons: »Wer kennt Tim Berners-Lee?«, fragt die deutsche Commons-Expertin Silke Helfrich gerne. In der Regel niemand. »Wer kennt Bill Gates?« In der Regel alle. Der Unterschied? Bill Gates privatisierte die (bei weitem nicht nur) von ihm entwickelte Software Microsoft; Tim Berners-Lee aber stellte das World Wide Web kostenlos allen zur Verfügung. Hätte er das nicht getan, dann wäre unsere Welt heute eine andere.

Umgekehrt finden wir die private Inbesitznahme von natürlichen Commons normal: Ray Anderson, CEO von Interface, dem weltweit grössten Hersteller von Teppichböden, erzählt in dem Film »The Corporation«, wie entsetzt er war, als er verstand, »wie viel die Erde produzieren muss für einen Dollar Gewinn unseres Unternehmens«. Auch bei Patentierungen wird häufig darum gestritten, was Commons sind – und um die Strafen, die mit dem Verwenden traditioneller Reis- oder Kartoffelsorten sowie Heilpflanzen verbunden sind beziehungsweise um die Gebühren, die beim Singen vieler Weihnachtslieder oder Geburtstagsständchen – möglicherweise sogar auf youtube – bezahlt werden müssen. Die Liste liesse sich nur allzu leicht verlängern.

Die Revolution des Gemeinschaftlichen

Das alles sind im Vergleich zur industriellen Revolution Lappalien? Jeremy Rifkin, Vorsitzender der Stiftung Economic Trends, sieht das anders. Er schreibt in seinem Buch »Access« (2000), der Zugang werde zum Prüfstein dafür, wie gerecht Handlungsmöglichkeiten organisiert seien, denn mit genügend materiellen Gütern im Umlauf mache Ausschluss keinen Sinn mehr. Somit befänden wir uns im Übergang von der industriellen zur »kollaborativen« Revolution, also zur »Revolution des



Gemeinschaftlichen«; dies sei »einer der grossen Wendepunkte der Menschheitsgeschichte«.

Was aber kann es geben statt einem mehr oder weniger neoliberalen beziehungsweise sozial abgefederten Kapitalismus auf der einen Seite und dem sogenannten Realsozialismus auf der anderen? Dass es keine Alternative zum Kapitalismus gäbe, die ein gutes Leben garantiere, hat nicht nur die neoliberale Ikone Margaret Thatcher behauptet, sondern dieser Glaube sitzt tief verankert im allgemeinen Bewusstsein. Das Hauptargument gegen jede auf Solidarität bauende Wirtschaft lautet: Eine solche scheitere am Menschen – dieser sei nun mal egoistisch und materiell eingestellt. Genau hierauf beruht die in den Wirtschaftswissenschaften gelehrt »Tragedy of the Commons«, wonach eine Allmende von den einzelnen Beteiligten notwendigerweise übernutzt und damit zerstört würde. Erst im Jahr 2009 erhielt Elinor Ostrom den Nobelpreis für Wirtschaft, weil sie die Tatsache berücksichtigte, dass Menschen miteinander kommunizieren – und damit auch kooperieren können.

Neueste Erkenntnisse der Biologie zeigen zudem, dass wir als Menschen gar nicht gedacht werden können, ohne die Umwelteinflüsse zu berücksichtigen. »Die Gesellschaft formt uns massgeblich«, sagt etwa Robert Maurice Sapolsky, Professor für Neurologie und Biologie an der Stanford University. Individualistische oder kollektivistische Gesellschaften würden ganz verschiedene Menschen mit unterschiedlichen Denkweisen hervorbringen. Genau dies besagen seit langem feministische und andere Theorien der Dekonstruktion (vgl. Habermann 2008).

Mindestens genauso wichtig ist die Einsicht, dass es – Egoismus hin oder her – zur Tragödie der Commons überhaupt erst kommen kann, wenn parallel eine Privatwirtschaft existiert, die erlaubt, die über den eigenen Bedarf hinaus angeeigneten Ressourcen in Geld zu verwandeln und als solches anzuhäufen. Ohne diese Möglichkeit hätte niemand Interesse, sich die Arbeit zu machen, zu grosse Herden von Schafen oder Kühen auf die Weiden zu treiben. Mit anderen Worten: Ohne Marktwirtschaft auch kein Versagen der Commons.

Die drei Prinzipien von Ecommony

Im Nachklang meines Buches »Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften« (2009) wurde mir deutlich, dass jüngere Ansätze alternativen Wirtschaftens in der »realen« Welt jenen Prinzipien der »Commons-based peer production« entsprechen, wie sie Yochai Benkler für die Entstehung freier Software definiert hat. Da die von mir untersuchten Beispiele alternativen Wirtschaftens Aspekte der gesamten Ökonomie umfassen, möchte ich den Begriff »Ecommony« verwenden:



Es handelt sich um eine solidarische und ökologische Wirtschaftsweise, die auf Commons beruht, und deren Prinzipien gesamtgesellschaftlich gedacht werden können. Diese Prinzipien stellen kein geschlossenes Modell, derzeit jedoch offensichtlich Koordinaten für eine politische Praxis dar; sie werden sich im Laufe der Erfahrungen stets neu entwickeln. Die derzeitigen Leitgedanken aber lassen sich wie folgt beschreiben:

Besitz statt Eigentum

Wichtigstes Prinzip bei den Commons ist Besitz statt Eigentum. Etwas wird besessen, solange es aktiv benutzt wird. Eigentum kann demgegenüber verkauft werden. Die Unterscheidung findet sich auch im Bürgerlichen Gesetzbuch Deutschlands: Der Vermieterin gehört die Wohnung, der Mieter besitzt sie. In Kuba galt bis 2011, dass Besitz und Eigentum einer Immobilie zusammenfiel – sie war nur bewohnbar, jedoch nicht verkaufbar.

Mit anderen Worten: Bei Commons zählt nicht abstraktes Eigentum, sondern wer was tatsächlich braucht und gebraucht. Als gelebte Alternative in Bezug auf Wohnraum finden sich) Offene Plätze, die aus diesem Verständnis heraus niemandem den Einzug verwehren.

Reine öffentliche Güter, also nicht-rivale wie die vielzitierten Deiche und Leuchttürme oder Radio- und Fernsender, sind besonders geeignet für den freien Zugang. Aber auch die sogenannten unreinen öffentlichen Güter, bei denen das Ausschlussprinzip ebenfalls nicht greift, jedoch eine Rivalität in der Nutzung besteht, wie Strassen und Wege, Wasserversorgung und Entsorgung oder öffentliche Verkehrsmittel und Infrastruktur: Wären sie als Commons grundsätzlich für alle nutzbar, würden vielleicht die alten Eltern öfter besucht. Dass Wege, Züge oder Abflüsse aber nur noch verstopft sein könnten, davon ist nicht auszugehen.

Besitz statt Eigentum kann sich auch auf Gegenstände beziehen. Beispielsweise Bücher: Öffentliche Bücherschränke, mal aus Holz, mal in Form zweckentfremdeter Telefonzellen oder Verteilerkästen, aus denen Bücher genommen und in die umgekehrt Bücher gestellt werden können, existieren inzwischen in vielen deutschen Städten. Ähnliches gilt in Projekten für Werkzeuge. Es finden sich aber auch ganze Offene Werkstätten, sei es zur Holz- oder Metallbearbeitung, als Fahrrad- oder Nähwerkstatt. In jüngster Zeit boomen in Deutschland auf den Strassen aufgestellte sogenannte Giveboxen mit Kleidung und jeder Art von Gegenständen. Es sind begehbare Schränke, die wie Umsonstläden als Orte zu verstehen sind, an denen Dinge nicht von Privateigentum in Privateigentum übergehen, sondern abgegeben werden, weil sie aus



dem Besitz jener gefallen sind, die sie nicht mehr benutzen – und ohne Tauschlogik von anderen wieder in Besitz und Gebrauch genommen werden können. Kein Wunder, wenn es jemand manchmal gar nicht fassen kann: »Ich habe hier ein unabgeschlossenes Fahrrad gefunden. Ist das wirklich umsonst?«, hiess es auf einem Zettel an der Pinnwand einer Berliner Givebox; darunter eine Telefonnummer – für alle Fälle.

Teile, was du kannst

Dies geht über in das zweite Prinzip der Commons: Teile, was du kannst. Neben Dingen können dies auch Fähigkeiten sein (beispielsweise Initiativen, die ›Skill sharing‹ betreiben, das heisst Bildung und Wissen miteinander teilen) sowie jede Form von Dienstleistungen oder produktiver Tätigkeit. Das Prinzip wird unter anderem in Nutzungsgemeinschaften praktiziert, sozusagen in Tauschringen ohne Aufrechnung. »Dafür muss man im Kopf erst mal Grenzen öffnen«, erinnert sich Marie an ihre Anfangszeit bei Gib&Nimm in Wuppertal. Getauscht werden Bügeln und Wohnungen renovieren, Fernseher reparieren und Kuchen backen, ein Kind unter der Woche bekochen und vieles mehr. Einen Überblick hat niemand, da es ja keine Buchführung gibt.

Beitragen statt tauschen

Dies wiederum geht über in das dritte Prinzip: Beitragen statt Tauschen. Statt die eigenen Fähigkeiten vermarkten zu müssen, wird aus einem Bedürfnis heraus gehandelt. Beispiele sind – neben freier Software – nicht-kommerzielle Produkte überhaupt: sei es eine Hofgemeinschaft, die ihre Ernte ohne Geld und Tauschlogik abgibt, oder eine Backgruppe, die das von dort erhaltene Getreide in Form von Backwaren weiterreicht. Eine Heilpraktikerin, die gemeinsam mit anderen derzeit eine ebensolche Naturheilpraxis aufbaut, begründet diesen Schritt nicht mit Altruismus, sondern mit ihrer Vorstellung von Tätigkeitsein: »Ohne finanziellen Druck für mich, sondern so, wie ich es am richtigsten finde. Statt mich immer toll darstellen zu müssen, würde ich mich gerne der eigentlichen Arbeit widmen.«

Diese Prinzipien können sich auf alle Tätigkeiten erstrecken, die produktiven wie die reproduktiven. Nur so wird das Dilemma, letztere entweder zu privatisieren oder aber dem Rationalisierungsdruck und der Entfremdung auszusetzen, aufgehoben. Und welchen Grund sollte es geben, bei der Produktion beziehungsweise den Produktionsmitteln eine Logik anzuwenden, die private Aneignung und Ausbeutung ermöglicht?



Keine Lust auf selbstgemachte Sachzwänge

Gesamtgesellschaftlich ergäbe sich so ein möglichst offener Zugang zu Ressourcen und die selbstbestimmte, intrinsische Motivation, tätig zu werden. »Die Freiheit, weiterzumachen«, nennt Margarita Tsomou in der ›taz‹ die Entscheidung von Journalisten, Technikern und Grafikern der griechischen ›Eleftherotypia‹, ohne Gehälter und in Eigenregie ihre Zeitung wieder herauszugeben: 56 Seiten mit einer Auflage von 40'000. Solidarische Drucker helfen aus, Fotografen und Agenturen liefern unentgeltlich. Tsomou sieht diese Form »sturer Selbstaktivität« als paradigmatisch für einen neuen Trend in der griechischen Zivilgesellschaft. »Vielleicht schuldet uns die Welt tatsächlich ein Leben«, heisst das Ergebnis von David Graebers Untersuchung über ›Schulden. Die ersten 5000 Jahre‹ (2011), welche Maybrit Illner in ihrer Talkshow als »wahrscheinlich das Buch des Jahres« bezeichnete.

Vielleicht sind Menschen ja immer weniger bereit, sich durch selbstgemachte Sachzwänge ihr Leben verderben zu lassen. Und lachen gemeinsam mit den Startrek-Helden unseren tiefgefrorenen Zeitgenossen aus, der sich direkt nach seinem Auftauen überlegt, wie gross die Summe auf seinem Bankkonto inzwischen sein müsse – und schütteln den Kopf, als dieser in einer Welt ohne Geld nicht mehr weiss, wonach er in seinem Leben streben könnte. »Was hat man dann noch für ein Ziel??«, fragt er betäubt. »The challenge, Mister«, belehrt ihn Captain Picard im englischen Original: »is to improve yourself. To enrich yourself. Enjoy it!«

Anmerkungen

- 1 www.who.int/mental_health/management/depression/definition/en/ (20.12.2010)

Literatur

- Bartolini, Stefano (2010): Manifesto for Happiness. Shifting Society from Money to Well-Being. (Englisch. Teilweise Übersetzung des italienischen Originals. Rom). www.econ-pol.unisi.it/bartolini/papers/MANIFESTO.pdf. (Zugriff 10.06.2012).
- Gneezy, Uri/Rustichini, Aldo (2000): A Fine is a Price. In: *Journal of Legal Studies*, vol. XXIX, No. 1, 1–17.
- Graeber, David (2011): *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*. Stuttgart.
- Habermann, Friederike (2009): *Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag*. Königstein.
- Habermann, Friederike (2008): *Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Emanzipation und Identität*. Baden-Baden.
- Hoeschele, Wolfgang (2010): *The Economics of Abundance. A Political Economy of Freedom, Equity, and Sustainability*. Farnham/ Burlington.
- Meyer-Abich, Klaus Michael (2011): *Arbeiten bis der Arzt kommt. Gesundheitliche Auswirkungen*. In: *oekom e.V. (Hg.): Anders arbeiten*. München.
- Rifkin, Jeremy (2000): *Access. Das Verschwinden des Eigentums*. Frankfurt/M.
- Warneken, Felix/Tomasello, Michael (2008): *Extrinsic Rewards Undermine Altruistic Tendencies in 20-Month-Olds*. In: *Developmental Psychology*, Vol 44 (6), 1785–1788.